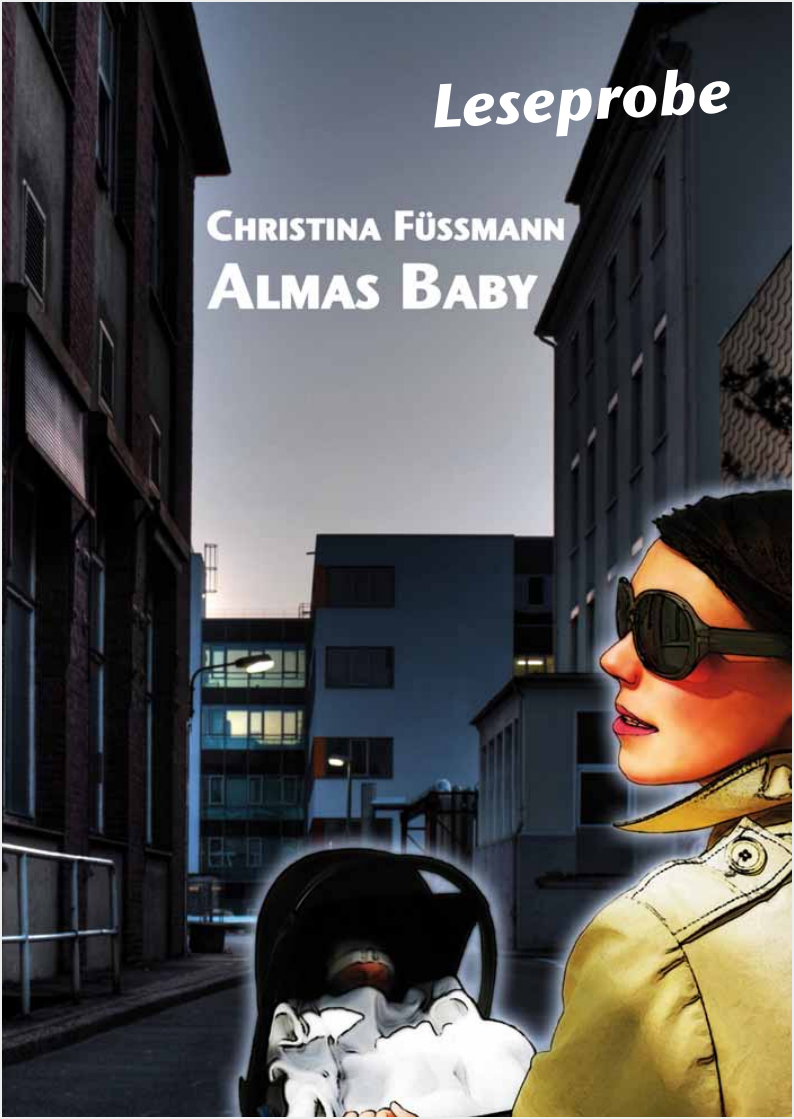


Leseprobe

CHRISTINA FÜSSMANN
ALMAS BABY



Unverkäufliche Leseprobe

Die handelnden Personen und ihre Schicksale sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit realen Personen oder Ereignissen sind nicht beabsichtigt.

1. Auflage März 2012

©2012 OCM GmbH, Dortmund

Gestaltung, Satz und Herstellung:

OCM GmbH, Dortmund

Verlag:

OCM GmbH, Dortmund, www.ocm-gmbh.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-942672-07-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt auch für die fotomechanische Vervielfältigung (Fotokopie/Mikrokopie) und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Christina Füssmann kam 1935 im Ruhrgebiet zur Welt und ist dort auch aufgewachsen. Seit 1983 lebte sie mitten in der Dortmunder City. Bereits 1958 erschienen erste Gedichte von ihr in einem Sammelband „junger Stimmen der im Kriege Geborenen“. Derart ermutigt, setzte sie sich im letzten Schuljahr vor dem Abitur an die Schreibmaschine – wild entschlossen, den großen Roman zu schreiben, um den sich natürlich alle Verlage reißen würden. Sie taten es leider nicht, und so wurde das Manuskript zur Makulatur.

Nach diesem Tiefschlag beschloss sie, doch lieber einen Brotberuf zu ergreifen. Um das Schreiben jedoch nicht aufgeben zu müssen, entschied sie sich für den Journalismus.

Ab 1965 absolvierte sie ein Volontariat bei der Westfälischen Rundschau (WR) in Dortmund. Dort wurde sie bereits ein Jahr später als Redakteurin übernommen. Abgesehen von einem kürzeren „Ausreißer“ zum Bauer-Verlag, blieb sie der WR bis zu ihrem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 2000 treu – die letzten 25 Jahre als Gerichtsreporterin. In dieser Funktion arbeitete sie dann noch bis Ende 2008 freiberuflich weiter. Bis Anfang 2009 fungierte sie als Vorsitzende des Ehrengerichts im Deutschen Journalistenverband.

Im Oktober 2013 verstarb die Autorin nach kurzer, schwerer Krankheit.

Eine junge Frau will ihr Glück erzwingen. Dabei erwartet sie nicht einmal viel – nur ein bisschen Geborgenheit in bürgerlicher Existenz. Aber was sie dafür zu tun bereit ist, hat dramatische Auswirkungen auf alle Beteiligten. Eine Tat, bei der es nur Opfer geben kann.

**„Die Forderung, geliebt zu werden,
ist die größte der Anmaßungen.“**

Friedrich Nietzsche

Prolog

Das Letzte, an das sie sich erinnern konnte, war das gleißende Licht um sie herum. Es riss sie heraus aus ihrem schützenden Kokon. Sie war aufgespürt worden, weil sie nicht hierher gehörte. So wie sie nirgendwo hingehörte. Weil sie anders war. Anders als alle anderen. Immer schon. Dabei hatte sie doch wirklich versucht, sich anzupassen. Und nun ergab es keinen Sinn mehr. Nichts hatte noch Sinn. Endstation. Ausgerechnet hier in dieser muffigen Hütte.

Diese entsetzliche Müdigkeit! Aber wie hätte sie auch schlafen können mit einem Baby an ihrer Seite, das vor Hunger nicht zur Ruhe kam? Sanft wiegte sie den kleinen Körper hin und her. Ein winziges Wesen. Erst ein paar Tage alt und schon der harten Realität ausgesetzt. Kein Wunder, dass es weint, dieses hungrige Baby, das zu nähren sie nicht in der Lage ist. Aber es muss still sein, denn hier im Gartenverein haben die Wände Ohren.

Man achtet aufeinander, seit gleich nebenan ein Bandenkrieg getobt und zwei Todesopfer gefordert habe. So versicherten es sich die Laubenpieper immer wieder gegenseitig. Aber dieser angebliche Bandenkrieg war so lange her, dass die Geschichte eher wie eine Legende erschien.

Allerdings hatte sie sich tatsächlich abgespielt: Pfingstsamstag – im Morgengrauen des 13. Mai 1989. Sie war damals fast selbst noch ein Baby. Eine blutige Familienfehde unter Italienern, die sich an Nichtigkeiten entzündet hatte. Verschwundene Lebensmittel aus einer Pizzeria, Verdächtigungen des Inhabers gegenüber mitarbeitenden Verwandten. Und dann der Showdown im Fredenbaumpark, wo man die Sache bereinigen wollte. Am Ende gab es zwei Tote – wegen ein paar Pfund verschwundenem Käse. Die Laubenpieper verkauften die Geschichte ungeachtet der Realität immer noch gerne als Bandenkrieg der Mafia.

Sie hatte diese Räuberpistole bereits als Kind gehört und sie schon damals für eine Ausrede gehalten. Eine beschönigende Begründung für jene unbändige Neugier, mit der die Gartenfreunde Anteil am Leben und

Treiben ihrer Nachbarn nahmen. Hier hatte sie schon früher immer mal wieder Unterschlupf gefunden und darum gebetet, um Gottes Willen nicht aufzufallen. Ein Anliegen, das sie ihr ganzes Leben begleitet hat.

Schon als Kind wäre sie liebend gern so gewesen wie alle anderen Kinder auch. Aber es war ihr nicht vergönnt. Das wurde ihr spätestens klar, als sie eingeschult wurde. Während alle in ihrer Klasse in legeren Jeans durch ihre Jugend schlendern durften, musste sie niedliche Kleider tragen und ihre langen blonden Haare zu Zöpfen flechten. Sie sollte halt aussehen wie ein richtiges Mädchen. So hatte es ihr Vater bestimmt. Ein Vater, der seine Wohlanständigkeit nach außen trug wie einen protzigen Pelzmantel, den er zu Hause dann allerdings ganz schnell ablegte. Was er sagte, wurde gemacht. Alle in der Familie hielten sich daran, denn sonst setzte es Prügel. Und wenn sie als Einzige trotzdem hin und wieder aus der Reihe tanzte, fielen die besonders brutal aus. Vor allem wenn er betrunken war. Kinder hatten zu folgen. Töchter in erster Linie.

Zu Vaters Vorstellungen gehörte auch, dass Mädchen – egal wie gute ihre Noten auch sein mochten – keine höhere Schulbildung anzustreben hatten. Das lohne sich nicht, weil sie ja ohnedies heiraten würden und sich ihre Selbstverwirklichung dann in dem geordneten Dasein einer Hausfrau und Mutter zu erfüllen habe.

Immerhin – einen Beruf sollten sie vor der Ehe schon ergreifen. Etwas Praktisches, mit dessen materiellem Erfolg sie dann auch zur elterlichen Haushaltskasse beisteuern konnten. Das hieß in ihrem Fall, dass ihre Mutter sie als Friseur-Azubi in jenem Salon unterbrachte, in dem sie sich selbst seit 20 Jahren einmal im Monat stets dieselbe Frisur verpassen ließ. Ob der Tochter eine Zukunft recht sei, deren Bemühungen sich ausschließlich darin erschöpfen würden, unattraktiven Hausfrauen dabei zu helfen, am Ende der Prozedur noch unattraktiver zu erscheinen – danach hatte die Mutter nie gefragt. Übrigens auch die Lehrherrin nicht, als sie ihrem neuen Azubi aus Image-Gründen kurzerhand die ursprüngliche Langhaar-Frisur durch einen dauergewellten Kurzhaar-Schopf ersetzte.

„Du siehst aus wie meine Oma“, kommentierten die Mädchen in der Berufsschule ihre uncoole Verwandlung und wandten sich kichernd ab.

Und dann kam – viel später – jene Zeit, in der sie wiederum ganz anders aussah, als sie es sich jemals zuvor hätte vorstellen können. Genauso wie

es ihre Kunden schätzten. Nein, nicht die im Friseur-Salon. Die Freier auf dem Straßenstrich an der Ravensberger Straße. Ja, den gab's damals noch mit seinen schmuddeligen „Verrichtungsboxen“, die einen Tag nach der Meisterschaftsfeier für den glorreichen BVB im Mai 2011 bei Nacht und Nebel abgerissen wurden. Dem Bürgerwillen einiger Großstadtsaubermänner opfert ein Oberbürgermeister doch gern jene 80 000 Euro Sexsteuer aus der ohnedies karg bemessenen Stadtkasse. Dabei sollte die doch nur ein Jahr zuvor noch gerade durch die Arbeit emsiger Huren wieder aufgefüllt werden. Erst im Sommer 2010 hatte der Rat eine neue Satzung verabschiedet, die der Stadt das Kassieren von Steuern „für die Einräumung der Gelegenheit von sexuellen Vergnügungen und das Angebot sexueller Handlungen“ ermöglichte. Diese Möglichkeiten wurden dann 2011 durch das generelle Verbot der Straßenprostitution erheblich eingeschränkt.

Ein untauglicher Versuch zur Eindämmung der Zuwanderung von Roma ins Dortmunder Stadtgebiet. Ein ungleicher lokaler Kampf gegen die eher globale Idee der Osterweiterung. Die wollte man plötzlich nicht mehr, wie so vieles andere auch nicht: das Grillen im öffentlichen Grün und das Betteln in der City. Und selbst die Methadon-Ausgabe des Gesundheitsamtes wurde verlegt, weil sie zu nahe am Konsum-Dorado des neuen Einkaufsparadieses der Thier-Galerie lag. Wer will schon die Elendsgestalten der Drogenabhängigen sehen, wenn er auf Shopping-Tour geht? All das sollte geändert werden zugunsten einer klinisch reinen Stadt mit lauter ordentlichen Bürgern, die höchstens noch mal heimlich mit dem Kleinkalibergewehr auf Fußball spielende Kinder im Innenhof ihres Wohnblocks schießen. Aber wen interessiert das schon, wenn ansonsten alles wohlgeordnet und sauber ist. Eine Stadt, die man vorzeigen kann – fast ununterbrochen beleuchtet. Und in der man viel kaufen kann. Nicht alles zwar, und nicht alle können das. Aber auf die, die nicht kaufen können und auf das, was man nicht kaufen kann, kommt es doch ohnedies nicht an.

Ein Wandel, der sich allerdings erst lange nach Almas Zeit auf dem Nordstadtstrich vollzog. Damals war das Projekt „Unsere Stadt soll schöner werden“ noch nicht angelaufen und das Wort *Ekelhäuser* total unbekannt. Für Alma war die Ravensberger Straße mit den gammeligem Ver-

richtungsboxen noch altbekanntes Terrain. Schließlich hatte sie damals dort für den schönen Mirko angeschafft, denn der gewährte ihr dafür Unterkunft. Wo hätte sie denn sonst bleiben sollen, nachdem sie ihre Lehre geschmissen und ihr Vater sie deswegen aus dem Haus geprügelte hatte? Das Heroin half ihr, den Ekel vor dem zu überwinden, was sie zu tun hatte, um Freier und Zuhälter zufriedenzustellen. Alles lief gut – dachte sie wenigstens. Bis zu jener Nacht, in der Mirko sie an den inzwischen wieder lang gewachsenen Haaren auf den Parkplatz hinter den Baumarkt schleifte.

Dort warteten drei seiner Kumpel, die er aufgefordert hatte, das Pferdchen mal richtig zuzureiten, „damit die taube Nuss endlich begreift, wie der Laden hier zu laufen hat. Ein Huhn, das keine goldenen Eier legt, kann ich nicht brauchen.“

Die Jungs sahen das ein und ließen sich nicht lumpen. Als sie fertig waren, urinierten sie noch auf ihr blutendes Opfer, das zusammengekrümmt vor ihnen auf dem Boden lag. In jener Nacht hatte sie sich geschworen, ihr Leben zu ändern – koste es, was es wolle.

Sie hatte es versucht und sich verdammt viel Mühe gegeben. Zuviel Mühe, als dass alles hier in der muffigen Laube einer Nordstadt-Kleingartenanlage enden sollte. Es musste einfach irgendwie weiter gehen.

Das Baby war endlich eingeschlafen. Sie nahm es vorsichtig hoch, ging auf die Tür zu und dann plötzlich wie im Kino: Spot an!!! Das Innere der Laube präsentierte sich in seiner ganzen Schäbigkeit im gleißenden Scheinwerferlicht. Und eine Megafon-Stimme versuchte ihr von draußen Anweisungen zu geben. So, wie jeder bisher versucht hatte ihr zu sagen, was sie zu tun und zu lassen habe. Selbst Berthold. Aber damit musste nun endgültig Schluss sein. Sie nahm das Messer vom Tisch, das sie aus Mirkos Wohnung heimlich mitgenommen hatte und tat, was sie tun musste. Dann stolperte sie mit letzter Kraft vor die Tür ins gleißende Licht und streckte dem auf sie zu stürzenden Polizisten die Arme mit dem blutbesudelten Bündel entgegen – Sekunden, bevor ihre Knie unter ihr einknickten.

Kapitel 1

Die alte Judith sitzt abends gern vor dem Fernseher. Raucht Kette und trinkt Rotwein. Sobald ihr Kater sich zu ihr herab lässt, streichelt sie selbstvergessen sein schwarzes Fell und freut sich über sein Schnurren. Manchmal, wenn ihr das Fernsehprogramm nicht zusagt, schiebt sie eine Kassette in den Videorekorder – mit irgendeinem alten Schinken. Aufgenommen in Nächten, in denen ihre Augen zu müde waren, um noch in die Glotze zu schauen. Oder wenn sie Angst hatte, dass die Nachbarn hätten mithören müssen, was sie nicht mithören wollten. Denn meistens war er wohl zu laut in der sonst so erschreckend stillen Wohnung – der Fernseher. Damals, als sie noch jung war, hatte die Judith Ohren wie ein Luchs. Das meinten jedenfalls die Leute. Aber im Alter nimmt eben alles ab. Sogar das Gefühl, am Leben zu sein.

Aber seit gestern spürt sie es wieder. Seit die junge Frau von oben mit dem Baby nach Hause gekommen ist. Sie hat das Kleine weinen gehört. Ganz zart, aber deutlich. Noch auf der Treppe. Dann ging oben die Tür zu, und alles war ruhig. Ein Baby im Haus ist etwas Besonderes. Vielleicht braucht die junge Frau ja mal jemanden, der ab und zu aufpassen kann auf ihr Kind. Nur für einen Moment – wenn sie in die Bäckerei schräg gegenüber geht, um Brötchen zu holen. Dann könnte die Judith doch ... Ja, das kann sie bestimmt. Nur ganz kurz, für ein paar Minuten.

Was es wohl ist? Ein Mädchen oder ein Junge? Ein Mädchen wäre schön. Jungs sind so krabätzig, wenn sie groß werden. Aber so eine hübsche kleine Prinzessin würde bestimmt auch mal mit der Judith reden. Falls die noch am Leben ist, wenn das kleine Fräulein sprechen gelernt hat.

In der Nacht hört sie es wieder, das leise Wimmern von oben. Schlafen kann sie nicht. Sie liegt starr auf dem Rücken in ihrem Bett und lauscht. Den Fernseher mag sie nicht einschalten. Er könnte ja stören. Was kann dem Baby nur fehlen? Vielleicht hat es Bauchweh. Das haben so kleine Würmchen schon mal. Fencheltee ist gut dagegen. Eine so junge Mutter weiß das bestimmt nicht. Morgen würde die Judith ihr ein paar Tipps geben.

Der nächste Tag schleicht sich zunächst lichtgrau und dann hellblau ins Bewusstsein. Über Judiths Balkon ein paar Wolkenfetzen. Wie abgerisene Stücke von einem Schleier. Die frühen Sonnenstrahlen fahren mit rosigen Fingern die Hauswände entlang. Als wollten sie den Sommer an die Mauern heften. Judith gibt den Geranien vorsichtshalber etwas Wasser. In der Mittagssonne kann man nicht mehr gießen.

Ein Marmeladenbrot, eine Tasse Tee. Kaffee tut ihrem Magen nicht mehr gut. Dabei hat sie ihn früher so gern getrunken. Früher. Das war die Zeit, in der sie auch noch am Morgen schwer aus den Federn kam. Langschläferin. Alles vorbei. Heute ist sie schon beim ersten Hahenschrei mobil. Bei diesem Gedanken muss Judith lachen: Wo soll es denn wohl noch Hähne geben im Kreuzviertel? Mitten in der Großstadt?

Egal. Früh ist früh, auch wenn es alten Leuten nicht so vorkommt, weil die Schmerzen in den Knochen sich zeitiger melden als die Morgensonne. Die Judith muss noch warten bis die junge Frau von oben aufgestanden ist. Es könnte vielleicht auch besser sein, erst zu ihr hinauf zu gehen, wenn ihr Mann schon bei der Arbeit wäre. Er geht stets pünktlich um 7.30 Uhr ins Stadthaus. Es sind ja nur ein paar Schritte bis zum Südwall. Gerade einmal einen halben Kilometer vielleicht.

Vorher muss die junge Frau ihn bestimmt noch versorgen. Frühstück machen. Brote schmieren zum Mitnehmen. Das macht man doch auch heute noch, oder? Immer in der Kantine essen – das reißt ins Geld. Aber egal. Solange er im Haus ist, hat seine Frau sicher keine Zeit, sich mit alten Weibern zu unterhalten. Und das ist die Judith schließlich – ein altes Weib. Zu nicht viel mehr nütze.

Oben schreit das Baby wieder. Judith hört den Mann die Treppe hinunter laufen – und sie bekommt mit, wie er von unten seiner Frau zuruft: „Geh mit dem Kind zum Arzt, hörst du? Das geht doch nicht so weiter.“ Und dann fällt die Haustür ins Schloss.

Judith wartet noch eine Weile, bevor sie ihre Wohnung verlässt, um der jungen Frau von oben zu Hilfe zu eilen. Zu eilen? Lächerlich. Mühsam hält sie sich am Treppengeländer fest. Ihre alten Knochen wollen nicht mehr so recht. Arthrose. Oder Arthritis? Egal. Jedenfalls kann sie manchmal vor Schmerzen kein Auge zukriegen. Aber nicht jetzt. Nicht bei so schönem Sommerwetter.

Unten, direkt an der Wand mit den Briefkästen ein Kinderwagen. Die Judith lächelt: Eine sympathische neue Errungenschaft, die zeigt, dass sich im Haus etwas verändert hat. Wie hoch so eine Treppe sein kann! Von unten betrachtet fast unüberwindlich. Aber was man will, das schafft man auch. Nach dieser Devise hat die Judith stets gelebt. Und es ging immer gut. Aber jetzt! Mühsam hangelt sie sich hoch. Stufe um Stufe. Wenn ihr die Luft ausgeht, bleibt sie stehen und verschnauft. Die Kacheln an den Wänden des alten Treppenhauses haben feine Risse. Im schwarzen Abschlussfries auf halber Höhe zur Decke gibt es sogar regelrechte Kerben. Darüber die kahle Wand – schmutziges Weiß. Könnte einen neuen Anstrich gebrauchen, der Flur. Der Judith kommt es vor, als sei sie schon fast eine halbe Stunde unterwegs. Aber das ist natürlich Unsinn. Es dauert schon etwas, wenn man sich mühsam am Treppengeländer hochziehen muss. Stufe für Stufe.

Endlich oben. Noch ein paar Mal tief Luft holen und dann klingeln. Aber das muss die Judith erst gar nicht. Kaum hat sie die Tür erreicht hat, wird die auch schon aufgerissen. Die junge Frau stürmt heraus. Das Baby im linken Arm fest an sich gedrückt.

„Bitte, ich möchte ...“, sagt die Judith. Streckt die Hand aus – und dann spürt sie nur noch einen harten Stoß vor die Brust. Sie stürzt nach hinten. Die Treppe hinunter. Hilflos greifen ihre Hände in die Luft. Ins Leere. Da ist nichts, um sich daran festzuhalten. Ihr Kopf schlägt gegen die Stufen – bumm, bumm und noch einmal bumm. Ein hässliches Geräusch. Aber das hört die Judith nicht mehr. Auch nicht den kleinen, erschrockenen Schrei, der von der jungen Frau kommt. Judiths schlaffer Körper kugelt nach unten. Haltlos. Mit verrenkten Gliedern bleibt er am Fuß der Treppe auf den schwarz-weißen Steinfliesen vor ihrer Parterre-Wohnung liegen.

Dort findet Berthold Behrend am späten Nachmittag nach Dienstschluss die leblose Gestalt. Äußerlich scheint sie nicht verletzt, aber ein Griff an die Halsschlagader sagt ihm: Er hat einen Leichnam vor sich – kalt und starr. Er stürmt nach oben. Dort steht seine Korridortür sperrangelweit auf. Keine Spur von Frau und Kind. Er stürzt zum Telefon.

Kapitel 2

Karl Hammer, erfahrener Leiter vom Kriminal-Kommissariat 11 im Dortmunder Polizeipräsidium, den alle wegen seiner zupackenden Art nur Hammer-Charly nennen, würde sich am liebsten die Haare raufen, wenn er mehr als Stoppeln auf seinem Kopf hätte. Hat er aber nicht. Darum schnauzt er in einer Art Ersatzhandlung Volker Lauer an, als dieser ihm die Nachricht von der Leiche im Hausflur und der angeblichen Entführung von Mutter und Kind überbringt: „Mein Gott, Lauer, bist du noch bei Trost? Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht und du kommst mir mit einer alten Frau, die sich ausnahmsweise das Genick und nicht wie üblich den Oberschenkelhals gebrochen hat. Und dazu noch mit einem Beamtenarsch, der die Pferde scheu macht, weil die holde Gattin mal eben ihr Baby der besten Freundin vorführt, ohne ihm vorher Bescheid gesagt zu haben.“

Der Vize des Hauptkommissars kennt seinen Chef: „Charly, mach halblang. Die Korridor tür stand auf. Das ist doch wohl nicht üblich, wenn eine Mutter ihr Kind nur mal eben spazieren fährt.“

„Trotzdem, Lauer. Mir geht die andere Mutter nicht mehr aus dem Kopf. Die, die ihre Augen vor lauter Weinen nicht mehr aufhalten kann. Die sich wimmernd im Bett hin und her wiegt wie ein Kind mit Hospitalismusschäden. Die, zu der ich mich nicht hineintraue, weil ich ihr nichts sagen kann über ihr Baby, das irgendeine Schwachsinnige gestern einfach von der Säuglingsstation geklaut hat. Ein Baby – geklaut!! Das muss man sich mal vorstellen. Nur ein paar Kilometer von uns entfernt. Um diese Frau, Lauer, muss ich mich kümmern. Hast du nicht gestern die Hubschrauber über dem Krankenhaus kreisen gesehen? Alles war im Einsatz, um diesen Säugling lebend zu finden. Da kann ich mich nicht von einem Baby ablenken lassen, das – soviel wir wissen – offensichtlich noch bei seiner Mutter ist. Begreifst du das denn nicht?“

„Doch Charly, aber trotzdem ... Reg dich ab. Vielleicht hilft dir das weiter.“ Volker Lauer legt dem Hauptkommissar einen Computerausdruck auf den Schreibtisch: „Hier ist eine ganze Reihe von Kindesentzie-

hungen aufgelistet, die sich in den letzten Jahren in deutschen Kliniken ereignet hat. Alle gingen gut aus.“

„Und wenn wir die schreckliche Ausnahme sind?“ Hinter Hammer-Charly Stirn beginnt es zu pochen. Er greift zu der Aufstellung und liest – mehr um sich abzulenken, als in der Hoffnung, davon wirklich neue Erkenntnisse zu gewinnen. Aufgeführt waren insgesamt nicht mehr als sieben Fälle. Alle schienen, was Tatausführung und Motivlage anbelangt, derart identisch, als wäre hier ein einziger Täter am Werk gewesen. Besser gesagt eine Täterin.

* Januar 1999:

Entführung aus dem Bethesda-Krankenhaus in Mönchengladbach. Täterin war eine als Krankenschwester verkleidete Friseurin (33). Das Kind wurde in ihrer Wohnung aufgefunden. Es war ihm nichts passiert.

* September 1999:

Entführung aus dem Säuglingszimmer des Krankenhauses in Berlin-Friedrichshain. Täterin war eine verwirrte 22-jährige Studentin. Der Säugling blieb unversehrt.

* Februar 2000:

Aus einem Krankenhaus in Wetzlar wird ein Neugeborenes von einer 26-jährigen Italienerin entführt und einen Tag später in Gießen gesund aufgefunden.

* Februar 2001:

In Bremen wird kleiner Junge – gerade einmal einen Tag alt – aus dem Zentralkrankenhaus entführt und am folgenden Tag in gutem Zustand aufgefunden – wohl versorgt von seiner 36-jährigen Entführerin, die zuvor das Sorgerecht über ihre eigenen fünf Kinder verloren hatte.

* November 2001:

Entführung eines Babys aus einem Krankenhaus in Bückeberg. Das Kind wird 24 Stunden später 30 km entfernt in Porta Westfalica gesund aufgefunden. Täterin war eine 20-Jährige.

* Mai 2005:

Baby-Entführung aus der Leverkusener Remigius-Klinik. Das Kind wird vier Tage später im Fahrstuhl eines Geschäftshauses in Düren wohlbehalten wiedergefunden.

* November 2008:

Elbkl. Buxtehude. Täterin ist eine 24-Jährige. Motiv: unerfüllter Kinderwunsch. Sie setzt das Kind kurze Zeit spät in der Cafeteria des Krankenhauses in Bremerhaven ab.

Sieben Fälle. Nur ein ganz kleiner Teil dessen, was tatsächlich vorgefallen ist. Sorgsam dokumentiert. Es gibt viel mehr. So viele, dass bereits 2002 im Uniklinikum Lübeck ein ausgeklügeltes Sicherungssystem mit WLAN-Tags erprobt wurde, weil Mini-Sender, wie sie in vielen Krankenhäusern inzwischen schon gebräuchlich sind, zu oft überwunden werden.

Wenn Entführungen gut ausgehen, werden sie im Computer gespeichert und ad acta gelegt. Fälle, die niemanden mehr berühren. Abgesehen von jenen direkt betroffenen Personen, als die Akten noch keine Makulatur waren. Wer mal so intensiv um sein Kind bangen musste – und sei es auch nur für Stunden – wird das wohl nie mehr vergessen. Zeit ist eine Abfolge von Augenblicken, und jeder einzelne davon scheint in einer solchen Situation niemals zu vergehen.

Nun das hier. Eine neue Situation. Der Fall auf Karl Hammers Schreibtisch. Selbst für den alten Routinier viel mehr als bloße Statistik. Eine Aufgabe, die es zu lösen gilt. Von deren Erfolg das Glück einer Familie abhängt. Vielleicht sogar ihr Bestand. Seine lange Berufserfahrung hat Hammer-Charly gelehrt: Manche Beziehungen zerbrechen an Belastungen wie diesen. Ja sogar manche Menschen. Die Struktur des Eltern-Kind-Verhältnisses ist zwar erstaunlich strapazierfähig, aber nur so lange ein innerer Zusammenhalt besteht. Sobald ein Eingriff von außen erfolgt, wird sie zerbrechlicher als Glas. Hammer-Charly hat das in seiner Laufbahn häufig erfahren – beispielsweise nach Fällen von Kindesmissbrauch. Ja sogar, wenn ein Kind seinen Eltern durch einen tödlichen Unfall entrissen wird.

In solchen Momenten glaubt der Hauptkommissar, dass kinderlose Paare eigentlich glücklicher sein müssten – auch wenn viele das

ganz anders sehen. Aber so etwas muss jeder mit sich allein abmachen. Charlys Kopfschmerzen sind heftiger geworden. Er presst die vier Fingerkuppen seiner beiden Hände gegen die Stirn und massiert mit den Daumen seine Schläfen. Dabei starrt er auf Volker Lauers Aufstellung, als könne sie ihm tatsächlich weiter helfen. Immerhin schien auffällig, dass praktisch alle Entführerinnen zuvor Fehlgeburten erlitten oder ihre eigenen Kinder auf andere Weise verloren hatten. Alle Entführungen wurden von Frauen begangen und fast alle hatten ihren Partnern eine Schwangerschaft vorgespiegelt. In keinem Fall gab es eine Lösegeldforderung. Es ging immer nur um die Kinder.

Und so konnte es schließlich auch hier sein. Es gab jedenfalls vorerst keinen Grund, etwas anderes anzunehmen. Sie suchten eine Frau, die ihr eigenes Baby verloren oder selbst nie eins gehabt hatte und diesen Mangel jetzt schlicht durch die kleine Friederike Storm auszugleichen versuchte. Und wie findet man eine solche Frau? Darüber war nichts in Volker Lauers Aufstellung zu lesen. Sicher war nur: wohl kaum über eine Zeitungsanzeige. Natürlich konnte er sämtliche Akten anfordern und würde es im Endeffekt wohl auch tun müssen. Aber es dürfte Tage dauern – wenn nicht gar Wochen – bis sie das alles gesichtet hätten. Und ob dabei im Endeffekt etwas heraus käme, schien ihm höchst zweifelhaft. Das, nachdem er suchte, war gerade mal 36 Stunden auf der Welt, als eine angebliche Lernschwester Marion es seiner Mutter wegnahm und damit einer Familie unsägliches Leid zufügte.

Hammer-Charly musste irgendetwas tun. Passiv herum zu sitzen und zu grübeln ist nicht sein Ding. Er wuchtete seine massige Statur aus dem Schreibtischsessel, griff nach seinem Jackett und polterte: „Los, Lauer. Auf geht's. Irgendwo müssen wir ja anfangen. Warum also nicht bei dem Beamtenarsch. Kann ja sein, dass seine Frau ihm die kleine Friederike unterschieben wollte.“

„Selber Beamtenarsch“, brummelte Volker Lauer, während er hinter seinem Chef aus dem Büro stürmte.

„Weiß ich doch,“ lacht Charly gegen seine Ängste an. „Nur darum darf ich das ja auch sagen.“

Kapitel 3

Einen Tag vor der Landtagswahl in NRW. An diesem 21. Mai schien im ansonsten eher durchwachsenen Sommer 2005 sogar die Sonne, als der damalige FDP-Chef Guido Westerwelle um 14 Uhr in Dortmund nach sechsjähriger Pause wieder ein Saarlandstraßenfest eröffnete. Einige seiner Parteifreunde hatten es organisiert, um für das von ihnen propagierte „neue Dortmund“ mit neuen Jobs zu werben.

Neue Jobs hat es bis heute ebenso wenig gebracht wie damals einen nennenswerten Stimmenanteil für die sogenannte Spaßpartei, deren einstiger Chef heute – etliche Jahre später – als Bundesaußenminister einer schwarz-gelben Koalition durch die Welt tourt. Eine Tatsache, für die die Dortmunder Volksbelustigung von 2005 allerdings ohne jede Bedeutung war.

Anders für Alma: Das ist es, dachte sie. Genau so hatte sie sich ihr Leben erträumt. Nichts sollte sie mehr von all den anderen unterscheiden, die sich auf dem Saarland-Straßen-Fest amüsierten. Sie wollte nur eine von vielen sein. Nichts als Alltäglichkeit. Sie saß auf der Holzbank neben dem Bierstand. Der Mann am Tisch ihr genau gegenüber, hob seinen Glaskrug und stieß ihn leicht gegen ihren. „Auf uns“, sagte er. „Schön, dass wir uns begegnet sind.“

Die Sonne wärmte ihr den Rücken. Es schien, als würde ihr nie wieder kalt werden. Das Bier schmeckte leicht bitter. Vor langer Zeit – oder war es noch gar nicht so lang her? Egal. Jedenfalls damals, als Alma noch getrunken hatte, war sie an den beißenden Geschmack von Schnaps gewohnt. Fusel vom Kiosk, abgefüllt in kleinen Flaschen, die sie in der Szene Zündkerzen nannten. Billiger Ersatz, wenn das Geld mal wieder nicht für den erlösenden Schuss Heroin reichte, weil die Freier auf dem Straßenstrich sich nur zu gut darauf verstanden, die Elendsgestalten der Junkies herunter zu handeln. Angeschlagene Ware. Genau das ist sie gewesen. Nichts wert. Alma die Fixerin, Alma die Säuferin, Alma die billige Nutte.

Von all dem hatte sie dem jungen Mann nichts erzählt, der sie am Mittag auf dem Saarlandstraßenfest vor dem Bratwurststand versehent-

lich angerempelt hatte. Warum auch? Es war ja alles vorbei. Lang, lang ists her. War das nicht ein Refrain zu irgendeinem bekannten Lied?

Sie kamen ins Gespräch. „Wohnen Sie hier? Ich habe Sie noch nie gesehen,“ fragte er. Alma leckte einen Klecks Senf vom Finger: „Ich bin erst letzte Woche eingezogen.“ Sie wies auf den renovierten Altbau hinter sich. „Erste Etage, zwei Zimmer mit Bad und Etagenheizung. Da kann man es warm haben, wann immer man will.“

Ihr Gegenüber nickte kauend. Sie war sich sicher: Er hatte es in seinem Leben immer warm gehabt. Die Straße kannte er nur als Weg zur Arbeit oder als Flaniermeile. Straße eben. Etwas, wo man sich im besten Fall gern aufhielt. So wie jetzt beim Fest. Aber nichts, um dort zu kampieren. Als etwas, das einem das Zuhause ersetzen musste.

Ein Tropfen Wurstfett glänzte an seinem Kinn. Alma nahm ihre Serviette und wischte ihn ab. „Tschuldigung.“ Sie wirkte verlegen. Vielleicht würde er diese Geste als zu intim empfinden.

Er lachte nur: „Wieso denn. Ich muss mich bedanken. Ich wohne übrigens auch hier – weiter dahinten und dann um die Ecke.“ Er wedelte mit der freien Hand in die andere Richtung. Es sah aus, als winke er jemandem. Alma war glücklich. Er war genau der Mann, von dem sie geträumt hatte, seit sie aus der Therapie zurück war. Gut aussehend – oder besser gesagt sympathisch, mit dem ein wenig strubbeligen dunklen Haarschopf, in Jeans und blauem Sweatshirt. Zuverlässig, bürgerlich. Eben genau der Typ, bei dem man die Vergangenheit vergessen konnte. Alles schien ideal. Selbst die dröhnenden Hits von rechts und links mit den naiv-verlogenen Texten von Liebe und Glückseligkeit wirkten auf Alma wie eine Art Sphärenmusik.

Und dann erzählte er ihr auf dem Weg zur Musikbühne, dass er als Beamter im Jugendamt arbeite. Von einer Sekunde auf die andere schien plötzlich eine erbarmungslose Faust alle Hoffnungen aus ihr herauszupressen. Sie schauderte. So, als habe ihr jemand Eiswürfel in den Kragen gesteckt. Das machten die Leute manchmal, wenn sie miteinander herumalberten. Aber hier wurde nicht gealbert. Ihre Akte beim Gesundheitsamt. Früher oder später würde Berthold davon erfahren.

Die Band spielte ausgerechnet „Lucky day“. Ein Hit von Sasha, der hier in Dortmund seine Karriere gestartet hatte. Alma warf die Reste ihrer Wurst in einen Papierkorb, wischte die Hände an den Jeans ab

und holte tief Luft: „Mit Ämtern habe ich Erfahrung. Gute übrigens. Ich war mal ein Junkie, da haben mir die Beamten vom Sozialamt und vom Gesundheitsamt sehr geholfen.“

Und nun? Ihr war ein wenig schwindelig, nachdem sie ihm in den wenigen Sätzen quasi ihr ganzes Leben vor die Füße geworfen hatte. Aber besser so, als darauf zu warten, dass er von selbst dahinter kommen würde. Sie schaute krampfhaft nach oben. In den Himmel, wo eine Windbö gerade eine kleine weiße Wolke vorbei trieb. Sie segelte langsam wie ein Schiffchen aus Papier, das man im Bach aussetzen konnte, damit es sich mit der Strömung davon machte. Alma hatte als Kind immer fest daran geglaubt, dass es auch alle Probleme mit sich davon tragen würde. Mädchenkram.

Und nun saßen sie sich hier am Bierstand gegenüber und stießen mit den schweren Glaskrügen an. Für Alma würde der herbe Biergeschmack von nun an immer mit dem Gefühl von Geborgenheit verbunden bleiben. „Ich bewundere Menschen, die sich aus eigener Kraft aus dem Dreck ziehen“, hatte Berthold Behrend gesagt. Mehr nicht. Und damit schien alles in Ordnung. „Wollen wir uns nicht duzen? Ich weiß, ein Mann sollte nicht so aufdringlich sein, aber vielleicht haben Sie ja nichts dagegen. Ich finde, das klingt dann nicht mehr so steif.“

Natürlich hatte sie nichts dagegen. Das war genau das, was sie wollte. Strahlend hob sie ihr Bierglas hoch und sagte: „Ich heiße Alma. Dass du Berthold bist, weiß ich ja inzwischen schon.“

Vielleicht würde er ihr jetzt einen Kuss geben wollen. Das machte man doch so beim Brüderschafts-Trinken. Aber er stieß nur mit ihr an und meinte: „Alma ist ein seltener, aber besonders schöner Name.“

„Na ja, eigentlich Alma-Margarete. Die Namen meiner beiden Großmütter. Als Kind haben sie mich Gretel genannt. Das musst du dir mal vorstellen, wie „Hänsel und Gretel verlieben sich im Wald.“ Dabei hatte ich mich doch gar nicht verlaufen. Also, für den Rest meines Lebens Gretel zu sein, wäre mir doch komisch vorgekommen.“

„Zumal deine Kindheit doch bestimmt nicht märchenhaft war. Ich meine nur, wo du dich doch ins Rauschgift geflüchtet hast.“ Berthold wirkte etwas verlegen. So als sei ihm bewusst geworden, dass er möglicherweise zu weit gegangen sein könnte.

Alma fasste sich kurz: „Nein,“ sagte sie. „Da war nichts Märchenhaftes in meinem Leben. Ich mag nicht daran denken. Nicht heute Abend. Lass uns von etwas anderem reden.“

Und genau das taten sie. Ein Paar wie viele andere auf dem Fest an der Saarlandstraße. Alma kam es vor, als habe sie noch nie zuvor so viel gelacht. Es war schon spät in der Nacht, als sie vor ihrer Haustür standen. Sie zitterte ein wenig. Nicht vor Kälte. Das war vorbei. Es war die Aufregung. Würde er sich für immer verabschieden? Der Mond schien hell und versilberte das Laub der Platanen. Keine dunkle Wolke weit und breit. Alma warf wieder den Kopf in den Nacken und schaute diesmal zu den Sternen auf. Sie hatten fast alle Namen. Das wusste sie. Jedenfalls die, die man sehen konnte. Sie hatte sich nie für so etwas interessiert, aber plötzlich wünschte sie sich, sie wüsste wie sie hießen. Wenigstens einige Namen hätte sie gern gekannt. Es wäre so schön, sagen zu können: „Ah, sieh an, da ist er ja wieder, der Stern sowieso. Er hat auch geleuchtet, als ich mit Berthold auf dem Straßenfest war.“

In diesem Augenblick drang Bertholds Stimme in ihren Traum: „Am besten, du gibst mir deine Telefonnummer, damit ich dich morgen wecken kann.“

„Heute. Du meinst wohl heute,“ lachte Alma selig und klopfte mit ihrem rechten Zeigefinger auf das Zifferblatt ihrer Armbanduhr, deren Zeiger die Grenze zur Mitternacht bereits überschritten hatten. Glücklicherweise schrieb sie die sechs Ziffern mit ihrem Kugelschreiber auf seinen Handrücken.

„Hast du ein Fahrrad? Es ist Sonntag. Da mache ich normalerweise immer meine Radtour. Wir könnten von jetzt an doch zusammen ...“

Alma schüttelte den Kopf und erschrak sofort. Würde Berthold ihre Antwort falsch verstehen? Könnte er vielleicht meinen, sie wolle nicht mit ihm radeln? Aber seine Antwort kam ohne zu zögern:

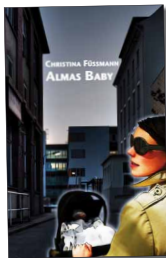
„Macht nichts, ich hab’ noch so eine alte Krücke im Keller. Mal sehen, ob ich die noch auf Vordermann bringen kann. Wir müssen ja nicht gleich Rekorde brechen.“

Berthold hätte sich in dieser Nacht selbst nicht erklären können, was ihn an der eher unauffälligen Erscheinung so anzog. Jeans, T-Shirt, Turnschuhe. Das war’s. Das einzig Attraktive an ihr: Ihre rotblonde Lockenmähne. Als er sie auf dem Straßenfest versehentlich angerempelt

hatte, starrten ihn ihre lichtblauen Augen aus einem bleichen Gesicht derart erschrocken an, als sei etwas geschehen, dass nicht wieder gut zu machen sei. Sie krallte ihre Finger in die Ärmelenden des T-Shirts und hob beide Fäuste vor den Mund, als wolle sie einen Schrei unterdrücken.

Als er sich entschuldigte, lächelte sie ihn schüchtern an. Ein zierliches Persönchen. Anfang 20, schätzte er. Später, als sie seine Einladung zum Bier quasi als Wiedergutmachung angenommen hatte und sie gemeinsam zum Getränkestand schlenderten, erfuhr er, dass sie 24 Jahre alt war. Sie reichte dem 185-cm-Mann gerade bis zur Schulter und löste bei ihm automatisch Beschützerinstinkte aus. Sie redete leise, aber hektisch und hüpfte neben ihm her wie ein aufgeregtes Vogeljunges, das gerade aus dem Nest gefallen ist. Sie drehte sich immer wieder um – als fühle sie sich verfolgt, und hielt ihre T-Shirt-Ärmel weiter fest im Griff. Was Berthold damals noch nicht ahnen konnte: Sie versuchte auf diese Weise die sogenannten Fixerstraßen auf ihren Armen zu verbergen. Einstiche aus einem vergangenen Leben. Wunden. Vernarbt, aber für Alma weiter virulent. Berthold erinnerte dieses verhuschte Wesen an seiner Seite an das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern aus dem Märchen von Hans Christian Andersen, das mit jedem Streichholz, an das es sich klammerte, eine Illusion zu bewahren suchte.

Almas Illusionen manifestierten sich schlicht in der Vorstellung von Normalität und Unauffälligkeit. Ein Leben, das andere als ereignislos und bedrückend alltäglich abgetan hätten. Für sie bedeutete es alles, was sie sich wünschte. Bertholds Vorstellungskraft reichte nicht aus, um das nachvollziehen zu können. Als eine kleine Lache Bier aus ihrem schweren Krug auf den Holztisch schwappte, reagierte Alma mit übertriebener Geschäftigkeit. Hektisch wischte sie auf dem Tisch herum – zunächst mit Papiertaschentüchern und dann sogar mit ihren T-Shirt-Ärmeln, als alles längst trocken schien. So als wollte sie ausradieren, was ihr Leben an Spuren in dem Mikrokosmos um sie herum hinterlassen hatte. Als sie Bertholds erstaunten Blick auffing, zog sie die Schultern zusammen, ließ sich zurück auf die Holzbank fallen und kauerte sich zusammen, als erwarte sie ihre verdiente Strafe. Irgendjemand, so dachte Berthold, habe sie bisher wohl immer für alles und jedes verantwortlich gemacht. Wer auch immer es gewesen sein mochte, er würde es herausfinden



Almas Baby

Christina Füssmann

ISBN 978-3-942672-07-8
172 Seiten
10,90 €

**BUCHTIPP
VON
RADIO 91.2**

Seit 2010 machen wir gute und schöne Bücher, jenseits des Mainstreams, mit Autoren aus der Region (andere dürfen aber auch). Dabei sind wir auf kein Genre festgelegt, wir veröffentlichen nur das, was uns gefällt. Neben ungewöhnlichen Romanen und aufreibenden Thrillern finden sich in unserem Programm auch mörderische Kurzgeschichten, heitere Stadt- und Fußballerzählungen, lyrische Wortakrobatik und moderne Kunst in Kombination mit Gedichten. So vielfältig unsere Bücher auch sind, haben sie alle etwas gemeinsam: Sie wurden mit Herzblut gemacht.

OCM Der Verlag
Sölder Straße 152 | 44289 Dortmund

Lesungstermine, Leseproben und
Podcasts finden Sie auf unserer Homepage

www.ocm-verlag.de



Werde Fan vom OCM Verlag auf facebook,
www.facebook.com/ocm.verlag